



CLAUDIUS CRÖNERT

Freyas Land

Historischer Roman aus Friesland

SPANNUNG

GMEINER





CLAUDIUS CRÖNERT
Freyas Land

KREUZ UND KLINGE Es hat Herzog Radbod viel Mühe und beschwerliche Abenteuer gekostet, die verschiedenen friesischen Stämme zu einen. Nun endlich soll der Feldzug gegen die übermächtigen Nachbarn im Süden, die Franken, beginnen. Damit wollen die Friesen die christlichen Missionare vertreiben und ihre Handelsstadt Dorestad befreien, die die Franken besetzt halten. Doch Radbod steht eine letzte Prüfung bevor, die schwerste von allen: Einer der Fürsten will seine Tochter zur Frau. Eila aber ist erst 15 und der Augapfel ihres Vaters. Die Abhängigkeit vom Fürsten und seinem kampferprobten Stamm bringt Radbod in Bedrängnis. Wie kann er die Bitte des Fürsten abschlagen?

Während die versammelten Krieger ungeduldig auf den Beginn des Feldzuges warten, blickt Radbod auf sein Leben zurück: Gezeichnet von Kämpfen - gegen den Vater, gegen die Urgewalt der Nordsee und gegen durchtriebene Missionare. Alle Welt drängt ihn zur richtigen Entscheidung. Aber er kann und will seine Tochter nicht zu einer Tauschware machen ...

Foto © Martin Kunze



Claudius Crönert ist in Hamburg aufgewachsen und lebt seit vielen Jahren in Berlin, wo er Philosophie und Kunstgeschichte studiert hat. Von Anfang an arbeitet er doppelgleisig, als Autor und Journalist. Er ist politischer Korrespondent; daneben schreibt er Rundfunk-Reportagen, Zeitschriften-Artikel und Film-Beiträge. Als Autor schreibt er Drehbücher, Historische Romane und Krimis.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Rachemelodie (2014)
Das Kreuz der Hugenotten (2011)

CLAUDIUS CRÖNERT

Freyas Land

Historischer Roman

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2015 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2015

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Bildes von:
© Henrik Winther Ander – Fotolia.com
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-4571-2

VORWORT

RADBOD IST DER BEKANNTESTE HERZOG des frühmittelalterlichen friesischen Reiches. Er lebte – nach christlicher Zeitrechnung – von 675 (oder 678) bis 719. In manchen Sagen wird er sogar als König bezeichnet. Insgesamt befinden wir uns in einer Zeit, aus der es nur spärliche Überlieferungen gibt. Die Friesen haben ihre Geschichte erzählt, nicht aufgeschrieben; sie kannten keine Schrift in unserem Sinne. Wahrscheinlich wäre ihnen die Vorstellung, der Nachwelt Berichte zu hinterlassen, seltsam vorgekommen, weil sie ihre Toten – und die noch nicht Geborenen – um sich glaubten. Die wenigen Daten, die es gibt, stammen aus christlicher Überlieferung und sind entsprechend gefärbt. Radbod wird meistens als Wilder dargestellt.

Der fränkische Hausmeier Pippin der Mittlere starb Ende des Jahres 714. Pippin war ein fähiger Politiker, geschickt darin, entscheidende Posten in beiden Teilen des fränkischen Reiches mit Vertrauten zu besetzen. Zum Höhepunkt seines Einflusses war er der mächtigste Mann im Reich, klug genug, einen schwachen König über sich zu dulden. Doch am Ende gelang es ihm nicht, einen Nachfolger zu bestimmen und geordnete Verhältnisse zu übergeben. Nach seinem Tod brachen Kämpfe aus. In dieser Zeit spielt der Roman, im Jahr 715, als sich die Nachricht vom Tod Pippins herumgesprochen hat.

TEIL 1

VON DER SEE blies ein kräftiger Wind herüber, als der Zug der Kämpfer aus dem Norden endlich eintraf. Am Waldrand bogen sich Birkenstämme, Tannenzweige schlugen wie die Flügel einer Ente auf und nieder. Ein Heulen fuhr durch die Luft, ein Göttergruß. Das war ein gutes Zeichen. Forsete, der Gott des Windes, unterstützte sie.

Herzog Radbod hatte mit ein paar Getreuen und mit seinen Söhnen auf einer Anhöhe Posten bezogen, er stand in hohem Gras und hielt seinen Schwertknauf umschlossen. Die Krieger, die unter ihm vorbeizogen, stellten zusammen mit denen, die bereits auf den Wiesen am Herrenhaus lagerten, das größte friesische Heer seit Menschengedenken dar. Verwegen sahen die Männer aus, ihre Bärte waren wild, die Haare filzig, sie hatten Narben am ganzen Körper, ihnen fehlten Zähne, Augen, Finger, Hände. Oh ja, sie verbreiteten Angst. Aber ein fränkischer Hauptmann würde auf einen Blick erkennen, wie schlecht gerüstet sie waren.

Zu Pferd waren nur die Fürsten und Truppenführer, sie allein hatten Langschwerter und trugen Schilde, die nicht beim ersten Stoß gleich zerbrachen. Die anderen gingen zu Fuß, viele ohne Schuhe, oder sie hockten auf Ochsenkarren. Ihre Bewaffnung bestand aus Wurfgeschossen, aus Steinen, manche hatten rostige Kurzschwerter. Da sie alle nach friesischer Tradition mit nacktem Oberkörper in die Schlacht ziehen würden, hatte keiner von ihnen ein gepanzertes Hemd und nicht einmal ein Lederwams.

Radbod hielt sich nicht lange mit der Frage auf, ob dieses Heer dem übermächtigen Nachbarn zusetzen konnte

und ob es gelang, die Franken endgültig aus dem Friesenland zu vertreiben. Man musste es darauf ankommen lassen, und er war bereit dazu, seit vielen Jahren schon. Nun, endlich, waren es die friesischen Stämme auch. An einem Donnerstag, dem Tag des Kriegsgottes Thor, hatte er Boten in ihre Gebiete ausgesandt und die Fürsten aufgefordert, jeden waffenfähigen Mann zu schicken.

Diesmal, endlich, waren sie seiner Order nachgekommen.

Die Streitigkeiten im Frankenland hatten nach Pippins Tod überhand genommen. Es ging um die Macht im Ostreich, die mehrere Männer für sich beanspruchten, und keiner von ihnen kannte Gnade mit dem Gegner. Sie mordeten, verjagten, verbannten. Schlitzten schlafenden Knaben die Kehle auf, setzten Stiefsöhne in Gefangenschaft und eigene Kinder als Nachfahren ein. Auf diese Weise schwächte sich das Riesenreich selbst. Zusätzlich waren die Franken in Scharmützel an ihren südlichen und westlichen Grenzen verwickelt, und nur ein Rest von ihnen stand noch in Friesland. Es war also eine günstige Zeit, um sie anzugreifen und auf alle Zeit zu verjagen aus dem Land an jenem Meer, das die Römer bereits voller Respekt *Mare Frisicum*, das Friesische, genannt hatten.

Wie ein Hund, der Witterung aufgenommen hatte, hob Radbod den Kopf in den Wind. Sein langes Haar begann zu flattern. Er ließ den Blick schweifen. Nirgendwo war der Himmel so weit wie hier, die Erde so fruchtbar, die Luft ähnlich würzig. Friesland war es wert, sein Leben zu lassen.

Über das Ansinnen der vielen Krieger, die nach wie vor an ihm vorbeizogen, brauchte man sich keine Illusionen zu machen, für die zählte Patriotismus nicht viel, sie

waren gekommen, weil man nur auf einem Feldzug in kurzer Zeit reich werden konnte, da ließen sich in einem einzigen Sommer mehr Waffen und Pferde, mehr Schmuck und Hausrat erbeuten, als man in einem ganzen friedlichen Leben erarbeiten konnte. Radbod war egal, was die Männer trieb, sollten sie mit Schätzen nach Hause gehen, ihre Frauen beglücken und sich von ihnen belohnen lassen. Die Hauptsache war, dass sie gut kämpften.

Wachleute geleiteten den Zug zu den Lagerplätzen am Herrenhaus. Jeder der Männer trug einen Ledersack bei sich und hatte darin Verpflegung für mehrere Wochen – so war es angeordnet. Die Säcke ließen sie nicht aus der Hand, weder bei der Begrüßung mit denen, die vor ihnen eingetroffen waren, noch beim Aufschlagen der Zelte. Mancher machte sich nicht so viel Mühe, sondern suchte sich gleich einen Schlafplatz unter einem Baum. Warm genug war es allemal.

Bald loderten neue Feuer auf, und die Männer packten Brot und harten Käse, Zwiebeln und Würste aus und aßen und tranken Bier. Zwei oder drei Tage, so war Radbods Plan, sollten sich Mensch und Tier in Stavoren ausruhen, bevor es weiterging. Er selbst wollte in dieser Zeit mit den Anführern das Vorgehen besprechen. Zwar hatte in Kriegsfragen niemand anders als er das Sagen, doch um der Einigkeit willen würde er ihnen das Gefühl geben, mitreden zu dürfen.

Bevor es aber ins Gespräch ging, erwarteten die fremden Fürsten und ihre Edlen, anständig bewirtet zu werden. Er, der sich aus Essen noch nie viel gemacht hatte, verabscheute die Völlerei und den Suff, zumal er dafür aufzukommen hatte, was die Gäste umso ungehemmter zuschlagen ließ. Dagegen war nichts machen. Er hatte in

der Halle des Herrenhauses einen langen Tisch decken lassen. Am Essen arbeiteten sie in der Küche seit drei Tagen. Das Dienstpersonal hatte eine Menge Kerzen verteilt, und an den Wänden hingen Fackeln in Eisenringen. Als der Abend anbrach und das Feuer die Halle erleuchtete, stellte er sich mit seiner Familie an den Eingang.

Der Erste, der eintrat, war Hayo, ausgerechnet Hayo, das Eulengesicht, der Fürst aus dem Ostergouw. Der schmale Mann hatte sich fein gemacht, trug einen neuen Umhang mit goldener Fibel, und die Haare waren gekämmt. Radbod verachtete ihn. Hayo war sein Nachbar, aber ein Mäkler und Stänkerer, der sich immer gegen ihn gestellt hatte, aus Prinzip, wie Radbod meinte. Nach ihm kam Diemo, der neue Fürst aus Groningen, sein Schwager, auch er ein Gegner. Radbod würde aufpassen müssen, wer auf dem Feldzug hinter ihm ritt. Es folgten die drei Emsgaer Anführer, einfache Bauern eines Stammes, der keinen Fürsten hatte. Sie hatten sich mit Wasser die Haare und Bärte geglättet, um einen guten Eindruck zu machen. Ihnen allen und ihrem Gefolge gab Radbod die Hand, ohne Überschwang, aber er sah ihnen in die Augen und sagte ein paar Worte, sodass sie sich persönlich angesprochen fühlen durften.

Als Letztes erschien Reemer, der Fürst der Hriustrer. Sein Stamm war der wildeste in Friesland. Gerüchte besagten, dass Schiffe der Hriustrer bis ans Ende der Welt segelten, wo es angeblich wieder Land gab. Reemer selbst sah, alleine schon wegen der Narbe auf seiner Wange, wie ein echter Krieger aus, furchtlos und kampfbereit. Er war ein älterer Mann, sein Bart war weiß, aber er hatte muskulöse Arme und ein breites Kreuz. Seine Augen waren winzig, fast wie die einer Maus. Er hatte Radbods Größe, einen

kräftigen Händedruck und wartete nicht auf die Worte des Gastgebers, sondern redete selbst.

»Nun, Herzog, wie es aussieht, werden die Friesen in den Krieg ziehen.«

»Wir beanspruchen unser Land für uns, mehr nicht. Das werden wir den Franken zeigen.«

»Wenn es gut geht«, erwiderte Reemer, »sollten wir einen Abstecher in ihr christliches Land machen. Meine Männer brennen darauf. Es heißt, das Frankenland sei reich.«

Radbod neigte den Kopf, ohne ihm aber zuzustimmen. Vor dem zweiten musste der erste Schritt gesetzt werden, und nur wenn der gelang, konnte man über weitere nachdenken. Reemer nickte ihm zu und setzte sich mit seinen Leuten an den Tisch, der sich unter dem Gewicht der Schüsseln und Platten bereits bog, unter den Mengen von Dorsch und Makrele, Flunder und Rotbarsch, von Wildbraten und gekochtem Getreide und den vielen Krügen voller Bier. Reemers Platz war am schmalen Ende, von Radbod aus gesehen auf der anderen Seite der Halle.

Radbod überblickte die Tafel. Die Stämme saßen bei einander. Kein Mann, der nicht schon einen Krug Bier vor sich hatte. Die Stimmen waren noch gedämpft, aber das würde sich bald ändern. Essensdüfte füllten die Luft, wobei der von Fisch alle anderen übertönte. Die Tafel war eines Herzogs würdig, und am Ende passte sie auch zum Anlass. Keiner der Männer wusste schließlich, ob er lebend zurückkehren würde.

Es gab nur zwei Frauen am Tisch. Eine von ihnen war die Herzogin, seine Gemahlin. Sie sah blass aus und war in sich gekehrt. Er rechnete ihr an, dass sie sich schön gemacht hatte, sie trug ein langes Kleid in einem kräfti-

gen Ton, das zu ihrem grauen Haar passte. Und sie hatte die Aufsicht über das Festessen an sich genommen. Dass der Tisch bereitet war, hatte er ihr zu danken.

Die andere Frau war Eila, seine Tochter, 13-jährig, fast noch ein Mädchen. Bei Eila blieb sein Blick hängen, sein Schritt wurde langsamer. Sie saß neben ihrem Halbbruder Poppo, der ihr etwas ins Ohr geflüstert hatte, und sie lachte auf. Ihr Gesicht war wie das Strahlen der Sonne. Nach seiner Überzeugung war das Mädchen ein Göttergeschenk, ein Wesen aus einer anderen Welt, eine Lichtelfe, die sich zu ihnen verirrt hatte. Sie hatte weder mit ihm noch mit ihrer Mutter viel Ähnlichkeit. Auf ihre eigene Weise war Eila schön, und den Männern am Tisch war sie bereits aufgefallen, sie glotzten und stierten, und wer das Glück hatte, in ihrer Nähe zu sitzen, bemühte sich darum, ihr aufzufallen und das Wort an sie zu richten. Radbod passte das überhaupt nicht, aber er konnte Eila schlecht fortschicken, deshalb tröstete er sich damit, dass Poppo auf sie aufpassen würde wie ein Wachhund.

Als er sich setzte und sich auftat, gab Radbod das Signal, dass sich die Männer bedienen durften. Er nahm wenig, im Gegensatz zu den anderen, die nach den Fischen packten und den Wildkeulen, die mit den Händen, als wären es Schaufeln, in die Getreideschüsseln griffen und sich hinterher die Finger ableckten. Auch seine Söhne Alfbad und Onno langten ordentlich zu.

Mit dem Bier, das Sklaven immer wieder nachzufüllen hatten, begannen bald die Geschichten. Zu Radbod drangen nur Fetzen davon, denn die Männer redeten alle gleichzeitig und lachten und rülpsten dazu, ihre tiefen Stimmen vermischten sich zu einem einzigen Gebrumme. Er hörte von sächsischen Einheiten, die von Groningern in